

Normalfall Diversität?

Vergleichende Ergebnisse einer bundesweiten Befragung unter Kulturämtern, Museen und Theatern in Deutschland

Jens Schneider¹

Einleitung

Die Debatte um eine stärkere Öffnung der etablierten Kulturinstitutionen für mehr Diversität ist alles andere als neu. Das gilt auch für eine bessere Teilhabe derjenigen Bevölkerungskreise, die nicht typischerweise das Gros sowohl der Besucher:innen als auch der Produzent:innen von (Hoch-)Kultur stellen. Wurde dies in den späten 1970er Jahren noch vor allem in Bezug auf den sozialen Status und den Bildungshintergrund diskutiert (Hoffmann 1977), so ist es mindestens seit der Jahrtausendwende auch der ›Migrationshintergrund‹, der in der Debatte eine Rolle spielt (Dogramaci 2018). In regelmäßigen Abständen wird festgestellt, dass Personal und Publikum vor allem in Museen und an Theatern nicht annähernd die Diversität und Vielfältigkeit aufweisen, die die Stadtgesellschaften in immer stärkerem Maße charakterisieren. Diese ›Repräsentationslücke‹ betrifft nicht nur Eingewanderte und ihre Nachkommen, sie wird am Thema der (Post-)Migration jedoch besonders deutlich sichtbar.

Allerdings wurde unter dem Schlagwort der ›Öffnung‹ lange nicht der Kern der Kulturproduktion der jeweiligen Institution verhandelt: Kulturelle Teilhabe als demokratisches Recht sollte insbesondere in der kulturellen Bildung verwirklicht werden. Sie wurde in Konzepten und Projekten mit dem Ziel verankert, auch der weniger kultur- und vor allem ›klassikaffinen‹ Bevölkerung den sogenannten ›hochkulturellen Kanon‹ nahe zu bringen, der hier

1 Jens Schneider ist seit 2012 Senior Researcher am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück.

im Folgenden als kultureller Mainstream bezeichnet wird,² aber in der Regel besteht bis heute nur wenig künstlerische und organisatorische Verbindung zwischen den pädagogischen Angeboten und dem Kernbetrieb der Kulturinstitutionen und auch in Bezug auf das vorrangig adressierte (Abo-)Publikum spielen die sogenannten ›Outreach-Projekte‹ selten eine wesentliche Rolle. Allerdings stellt sich die Frage der Öffnung für mehr Diversität zunehmend auch als ein Problem des ›demographischen Pools‹, aus dem sich sowohl der künstlerische Nachwuchs als auch das Publikum generieren, durch das die Kulturinstitutionen einen relevanten Teil ihrer Einnahmen generieren. Dies zeigt sich in der demographischen Entwicklung insbesondere in der ›generationalen Etablierung‹ von Einwandererfamilien, also im sozialen und Bildungsaufstieg spätestens der dritten Generation der Enkel der tatsächlich Eingewanderten (vgl. Crul et al. 2015). In Verbindung mit der wachsenden Zuwanderung Hochqualifizierter führt dies zu einer zunehmenden ethno-kulturellen Diversifizierung auch bei Hochgebildeten und Gutverdienenden (Schneider 2018). Spätestens seit der Jahrtausendwende lässt sich zudem eine Generation engagierter und eloquent auftretender *einheimischer* Kulturschaffender verschiedenster familiärer Hintergründe beobachten, die aufgrund ihres Erfolgs auch einen zunehmenden Veränderungsdruck auf den kulturellen Mainstream ausüben. Gleichzeitig können sie vor dem Hintergrund ihrer familiären Herkunft und vielfältiger Diskriminierungs- und Othering-Erfahrungen die Migrationsgesellschaft Deutschland und ihre manifesten Widersprüche in besonderer Weise benennen und analysieren (Tuschik 2000; Acevit & Bingöl 2005; Sezgin 2011; Şenocak 2011 u.v.m.; vgl. Foroutan 2010 und die Beiträge von Deniz Elbir und Farina Görmar et al. in diesem Band).

Und dennoch ist die Beobachtung noch immer nahezu einhellig, dass vor allem der öffentliche und staatlich subventionierte Kulturbetrieb in Bezug auf die sogenannten ›drei Ps‹ der Kulturproduktion – Programm, Personal und Publikum (denen gelegentlich als weitere ›Ps‹ Pädagogik und Partnerschaften hinzugefügt werden) – die tatsächliche Vielfalt und zunehmende ›Hybridität‹ der Gesellschaft kaum widerspiegelt. Wie groß diese ›Repräsentationslücke‹ tatsächlich ist, lässt sich allerdings kaum konkret beziffern, weil es in

2 Beispiele hierfür sind etwa das Musikprojekt »The Young ClassX«, das Kinder in bildungsbenachteiligten Stadtteilen an klassische Musik heranführt oder die »Thalia Pfadfinder« am Thalia-Theater in Hamburg (siehe hierzu auch das Kapitel des Autors über das Stadttheater in diesem Band).

Bezug auf den Kulturbetrieb zudem noch eine eigentümliche Forschungslücke in der Organisations- und auch der Migrationssoziologie gibt: Es gibt nur sehr wenige wissenschaftliche Studien zur Zusammensetzung des Personals, zu den Rekrutierungsstrategien großer Kulturinstitutionen oder zu den Kooperationen des Kulturbetriebs mit anderen wichtigen Bereichen der Gesellschaft. Das gilt in ähnlicher Weise auch für die Kulturpolitik und -verwaltung und deren Beitrag zur Öffnung der kommunalen bzw. kommunal subventionierten Kultureinrichtungen in Form entsprechender politischer Rahmenbedingungen und/oder Förderprogramme. Einzig im Hinblick auf das Publikum gibt es mit der *Audience Development*-Forschung ein eigenes Forschungsfeld, das allerdings stark von Instrumenten und Konzepten aus der Marktforschung geprägt ist.³

In Anbetracht dieser Forschungslücke wurden daher im Rahmen des Forschungsprojekts ›Kulturproduktion in der Migrationsgesellschaft (KultMIX)‹, das dieser Publikation zugrundeliegt (siehe Bädeker et al. 2021), drei bundesweite quantitative Erhebungen unter Kulturämtern sowie Museen und Theatern durchgeführt. Das Ziel war festzustellen, ob, in welcher Weise und in welchem Umfang die Themen Migration und Diversität in diesen drei institutionellen Bereichen bereits präsent sind und die Arbeit über die letzten Jahre verändert haben. Die Erhebungen der drei Bereiche erfolgten unabhängig voneinander anhand eines Fragebogens, der viele Gemeinsamkeiten aufwies, aber in den konkreten Formulierungen auf die jeweiligen Institutionen zugeschnitten war. Die vergleichenden Ergebnisse und die Schlussfolgerungen daraus werden im Folgenden vorgestellt.

Empirische Umsetzung und Datenlage

Die Kulturämterbefragung wurde im Jahr 2021 in Kooperation mit dem Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (KuPoGe) durchgeführt, sie wurde zudem fachlich begleitet vom Deutschen Städtetag und vom Deutschen Städte- und Gemeindebund. Auf Basis einer Auflistung aller deutscher Kommunen des Statistischen Bundesamtes wurde eine Liste von 511 Kommunen mit mehr als 25.000 Einwohner:innen aufgestellt und mit einem Mailverteiler der Kulturpolitischen Gesellschaft verbunden, fehlende

3 Vgl. Mandel 2013, 2016; Allmanritter 2017, siehe hierzu auch die Einleitung zu diesem Buch.

Adressen wurden im Internet recherchiert und ergänzt. Diese 511 Kommunen bekamen eine E-Mail mit der Bitte um Mitwirkung und dem Fragebogen im Anhang sowie einem Link zu einer Online-Version, sodass sie beide Optionen der online- oder offline-Ausfüllung zur Verfügung hatten. Begleitend baten die beiden o.g. Verbände ihre Mitglieder um Mitwirkung. Insgesamt konnten 175 ausgefüllte Fragebögen in die Analyse einbezogen werden, was einer Gesamtrücklaufquote von 35 % entspricht. Städte ab einer Größe von 50.000 Einwohner:innen sind mit einer Rücklaufquote von 50 % überproportional vertreten, für diese kann die Befragung als repräsentativ gelten.⁴

Die Museumsbefragung kam in Kooperation mit dem Arbeitskreis Migration im Deutschen Museumsbund zustande. Die Einladung zur Teilnahme wurde an etwa 400 Museen versendet und zusätzlich über Twitter beworben. Auf diese Weise kamen 218 ausgefüllte Fragebögen zurück, die in die Analyse eingeflossen sind. Deutlich geringer fiel dagegen der Rücklauf bei den Theatern aus: Nur 41 der etwa 700 durch den Deutschen Bühnenverein angeschriebenen Theater und Konzerthäuser füllten den Online-Fragebogen so weit aus, dass er in die Auswertung einbezogen werden konnte. Alle drei Befragungen standen unter den ungünstigen Vorzeichen der Corona-Pandemie, aber die Theaterbefragung fiel zeitlich zusammen mit einer kurzfristig verkündeten Lockerung der Corona-Einschränkungen und der Wiederaufnahme eines nahezu regulären Spielbetriebs im Frühjahr 2021, die die Theater vor erhebliche Anforderungen stellte.

Während die Kulturämterbefragung insbesondere bei den größeren Kommunen einen repräsentativen Einblick gewährt, ist dies bei den Theatern und Museen nicht gegeben, da die Grundgesamtheit nicht klar definiert ist und zudem angenommen werden kann, dass vor allem Häuser den Fragebogen ausgefüllt haben, die dem Thema bereits eine besondere Bedeutung zuweisen.

4 Eine ausführliche Darstellung der Ergebnisse der Kulturämterbefragung, einschließlich einiger Vergleiche zu einer ähnlichen Befragung durch die KuPoGe im Jahr 2004 ist unter folgendem Link zugänglich: https://www.imis.uni-osnabrueck.de/fileadmin/4_Publikationen/PDFs/Schneider_Migration_und_Vielfalt_KuPoGe_2022.pdf (siehe auch Schneider 2022 und Kulturpolitische Gesellschaft 2007 (S. 43–59) im Literaturverzeichnis).

Vielfalt im Personal

Alle drei Umfragen bestätigen, dass das Thema Diversität in den letzten Jahren deutlich an Bedeutung gewonnen hat, der Bereich Personal aber derjenige ist, bei dem Veränderungen bisher am wenigsten sichtbar geworden sind. Die folgende Tabelle gibt die Einschätzung der befragten Kulturrämter wieder, inwiefern im Hinblick auf die ›drei Ps‹ im vergangenen Jahrzehnt bereits Veränderungen deutlich wurden.

Tabelle 1: »In welchen Bereichen hat sich in der Kulturarbeit Ihrer Kommune/Stadt in den letzten zehn Jahren spürbar etwas verändert?«

	Größe der Kommune nach Zahl der Einwohner:innen			
	bis 50.000 EW	50 bis 100.000 EW	100 bis 250.000 EW	über 250.000 EW
Diversität des Programms	52 %	55 %	69 %	95 %
Diversität des Publikums	30 %	61 %	59 %	59 %
Diversität des Personals	21 %	31 %	41 %	45 %
Kulturelle Bildung	73 %	92 %	97 %	91 %

Die Ergebnisse unterscheiden sich deutlich nach der Größe der Kommune und sind daher nach Stadtgröße differenziert dargestellt: So sind nahezu alle Großstädte der Auffassung, dass sich bei der Diversität des Programms spürbar etwas verändert hat, während dies nur für gut die Hälfte der Kommunen unter 100.000 Einwohner:innen gilt. Unabhängig von der Zahl der Einwohner:innen ist aber der Personalbereich derjenige, in dem »spürbare Veränderungen« am wenigsten konstatiert werden. Dahingegen ist die Kulturelle Bildung wiederum der Bereich, der durchgängig als Vorreiter für Veränderungen in Richtung auf mehr Diversität gelten kann.

Allerdings sind konkrete Fragen nach der Diversität im Personal aus mehreren Gründen sowohl in der Kulturverwaltung als auch in Kulturinstitutionen schwer zu beantworten: Kleinere Institutionen (z.B. Heimatmuseen) und die Kulturabteilungen kleinerer Städte verfügen meistens über so wenig Personal, dass schon einzelne Personen die Antwort deutlich beeinflussen. Und in grö-

ßeren Institutionen und Verwaltungen werden in der Regel nur ausländische Staatsangehörigkeiten erfasst (und auch dies nur in den Personalakten), so dass unsere Ansprechpersonen für die Fragebögen hier nur Schätzungen vornehmen konnten. Dies ist aber für die Breite der Mitarbeiterschaft kaum möglich – es gelingt am ehesten noch für die Leitungsebene, weil ihre Zahl begrenzt und die entsprechenden Personen bekannt sind. Gleichzeitig ist diese Zahl aber auch ein guter Indikator dafür, inwieweit vor allem die Nachkommen aus Einwandererfamilien im Kulturbereich bereits in verantwortungsvollen Positionen vertreten sind. Um die Vergleichbarkeit zu erhöhen, gibt die folgende Tabelle den Anteil der Befragten wieder, die in den drei Umfragen angegeben haben, dass es auf der Leitungsebene *keine Person* mit ›Migrationshintergrund‹ gibt:

Tabelle 2: Anteil der Institutionen, die angeben, keine Mitarbeiter:innen mit Migrationshintergrund auf der Leitungsebene zu haben

	Kulturämter	Museen	Theater
Antwort: <i>keine</i>	74 %	81 %	43 %

Auffällig ist hier der Unterschied zwischen Kulturämtern und Museen auf der einen und den Theatern auf der anderen Seite: Gut die Hälfte der befragten Theater gibt an, dass es Personen mit Migrationshintergrund auf der Leitungsebene gibt, während dies nur für ein Fünftel der Museen gilt. Dieser Unterschied wiederholt sich bei der Frage, welche Bedeutung die Leitungen der befragten Kulturämter und Institutionen der Diversität in ihrer Mitarbeiterschaft beimessen:

Tabelle 3: »Welche Bedeutung wird der Frage der Diversität der Mitarbeiterschaft an Ihrem Haus von der Leitung beigemessen?«

	Kulturämter	Museen	Theater
Antwort: <i>wichtig oder sehr wichtig</i>	24 %	25 %	70 %

Auch an den folgenden Antworten zu institutionellen Maßnahmen wird deutlich, dass es an den Theatern eine höhere Sensibilität für das Thema Vielfalt und mehr Maßnahmen einer diversitätsbezogenen Öffnung gibt:

Tabelle 4: »Welche der folgenden Konzepte und Maßnahmen gibt es in Ihrer Kommune/an Ihrem Haus?«

Antwort: Ja	Kulturämter	Museen	Theater
Gibt es an Ihrem Haus ein Konzept für Diversität, interkulturelle Öffnung, Diversity Management o.ä.?	20 %	11 %	45 %
Gibt es an Ihrem Haus eine:n Diversitätsbeauftragte:n?	12 %	5 %	25 %
Werden für die Mitarbeiter:innen Ihres Hauses interkulturelle Fortbildungen, Anti-Bias-Trainings (Antidiskriminierung) o.ä. angeboten?	28 %	18 %	41 %

Allerdings sind hier zwei statistische Effekte zu berücksichtigen: Zum einen dürfte aufgrund der niedrigen Rücklaufquote bei den Theatern der Anteil der Häuser, die überdurchschnittlich interessiert am Thema und aktiv im Feld sind, besonders hoch sein. Zum anderen gibt es Theater – im Unterschied zu Museen – weit überproportional eher in mittleren bis größeren Städten, da öffentlich subventionierte Spielstätten mit eigenem Ensemble einen verhältnismäßig hohen Kostenaufwand bedeuten und eine hohe Auslastung beim Publikum in kleineren Kommunen kaum möglich ist. Bei vielen Indikatoren für die Beschäftigung mit Diversität sind aber die größeren Städte und ihre Kulturinstitutionen insgesamt deutlich weiter fortgeschritten, was dementsprechend auch bei den Theatern sichtbar wird. Dieser zweite statistische Effekt ist auch für die folgende Tabelle aus der Befragung der Kulturämter relevant. Die Ämter wurden darum gebeten einzuschätzen, in welchen Bereichen der Kulturarbeit interkulturelle Ansätze bereits vertreten sind:

Tabelle 5: »Wo gibt es in Ihrer Kommune gezielte Ansätze interkultureller Arbeit?«

	Antwort: viele Ansätze
Soziokultur/Stadtteilkultur	66 %
VHS	64 %
freie Szene	43 %
Kulturfestivals	41 %
Musik	37 %
Stadttheater	35 %
Vereine/Brauchtumspflege	35 %
Stadtfeste o.ä.	32 %
Tanz	30 %
Literatur (inkl. Stadtbüchereien)	27 %
stadthistorisches Museum	21 %
Bildende Kunst	19 %

Die Tabelle zeigt deutlich, dass aus Sicht der Kulturämter an den etablierten ›Hochkultur‹-Einrichtungen bisher *am wenigsten* interkulturelle Arbeit geleistet wird. Auch hier schneiden die Stadttheater u.a. deshalb besser ab, weil sie häufiger in größeren Städten zu finden sind, wo das Thema Diversität schon länger und intensiver diskutiert wird – was im Übrigen auch im Vergleich zum sehr heterogenen Feld der Museen gilt, das sowohl viele kleine und lokale Häuser umfasst als auch Museen, die thematisch *a prima vista* wenig Bezug haben zu Diversität und Interkulturalität (zumindest in ihrem meist verbreiteten Verständnis). Vorreiter sind mit deutlichem Abstand die Bereiche Soziokultur und Stadtteilkultur sowie die Volkshochschulen, wobei hier häufig auch die Deutsch- und Integrationskurse in diese Kategorie eingeflossen sind.

Der Unterschied zwischen größeren und kleineren Städten ist auch daran abzulesen, inwieweit es die kommunale Kulturpolitik überhaupt als ihre Aufgabe betrachtet, einen Einfluss darauf zu nehmen, ob und wie sich die städtischen und weitgehend städtisch finanzierten Kultureinrichtungen der Themen Diversität und Migration annehmen. Befragt wurden die Kulturäm-

ter nach Vorgaben und Maßnahmen, die in der folgenden Tabelle wieder nach Größe der Kommune unterschieden werden:

Tabelle 6: »Welche der folgenden Konzepte und Maßnahmen gibt es in Ihrer Kommune?«

<i>bejaht von ... % der Kommunen</i>	<i>Größe der Kommune</i>			
	bis 50.000 EW	50 bis 100.000 EW	100 bis 250.000 EW	über 250.000 EW
Gibt es Vorgaben im Hinblick auf die Diversität in den kommunalen Kultureinrichtungen?	6 %	10 %	19 %	32 %
Gibt es Förderprogramme zur Öffnung der kommunalen Kultureinrichtungen?	8 %	9 %	3 %	45 %
Gibt es in der Projektförderung Vorgaben im Hinblick auf Diversität und Interkulturalität?	18 %	17 %	33 %	41 %
Spielen in der kulturellen Bildungsarbeit interkulturelle Aspekte eine Rolle?	57 %	78 %	93 %	100 %

Auch in diesem Feld liegt die kulturelle Bildungsarbeit mit weitem Abstand vorn, was zeigt, dass es durchaus ein Bewusstsein für eine demographische Entwicklung hin zu mehr Vielfalt gibt, die vor allem bei Kindern und Jugendlichen die Beschäftigung mit dem Thema Diversität nahezu unumgänglich macht. Sehr zurückhaltend ist die kommunale Kulturpolitik aber dabei, diese Erkenntnis auch an die etablierten Kulturinstitutionen heranzutragen bzw. entsprechende kulturpolitische Schlüsse zu ziehen – etwa in Form von Vorgaben oder sogar Förderprogrammen zur diversitätsorientierten Öffnung. Dies ist allerdings auch eine Frage der finanziellen Möglichkeiten, die naturgemäß in größeren Städten eher gegeben sind. Das zeigt sich auch daran, dass lediglich in der Projektförderung auch kleinere und mittelgroße Kommunen angeben, gelegentlich Vorgaben im Hinblick auf das Thema Diversität zu machen.

Diversität als Thema in der lokalen Kulturproduktion

Debatten um Migration, den Umgang mit Vielfalt, Rassismus und Antisemitismus erleben immer wieder Konjunkturen in gesellschaftlichen Debatten, oft verbunden mit besonderen Migrationsbewegungen – durch die Anwerbeabkommen ab 1955, die Kriege in Afghanistan, im ehemaligen Jugoslawien, in Syrien und in der Ukraine, die Osterweiterung der EU oder die Ausübung oder Jähmung von gewaltvollen Anschlägen auf Menschen mit Migrationsgeschichte. Solche Konjunkturen finden einen Widerhall in der Kulturproduktion, wenn auch in den verschiedenen institutionellen Feldern unter ganz unterschiedlichen Voraussetzungen: Theater können relativ kurzfristig reagieren und Stücke in wenigen Wochen entwickeln und zur Aufführung gelangen lassen. Theater können daher in ihren Stücken auch auf aktuelle Debatten Bezug nehmen, aber gleichzeitig verschwinden Stücke auch wieder nach verhältnismäßig kurzer Zeit aus dem Programm. Veränderungen in Museen und ihren Sammlungen bzw. Präsentationen von Objekten und Sachverhalten erfordern dagegen deutlich mehr Zeit. Lediglich über Sonder- oder Wanderausstellungen und das Veranstaltungsprogramm können sie Themen auch verhältnismäßig aktuell aufgreifen und bearbeiten. Auf der anderen Seite ist der Beitrag von Museen zum Selbstverständnis als Stadtgesellschaft und zur ›Kanonisierung‹ von Narrativen zu den prägenden Ereignissen der Stadtgeschichte in der Regel größer und langfristiger als bei anderen Kultureinrichtungen. Teil hiervon ist auch die Entscheidung darüber, welche Kunst und welche Künstler:innen museal repräsentiert sein sollten.

Die folgende Tabelle zeigt, dass sich Museen und Theater kaum unterscheiden in der Relevanz, die sie den Themen Migration und Diversität auch für die inhaltliche Beschäftigung in den zentralen Formaten wie Ausstellungen und Aufführungen zuerkennen:

Tabelle 7: »Für wie wichtig erachten Sie die Beschäftigung Ihres Hauses mit Themen wie Migration und Diversität in Ausstellungen/auf der Hauptbühne?«

	Museen	Theater
sehr wichtig/wichtig	59 %	58 %
mittel	26 %	32 %
wenig wichtig/gar nicht wichtig	16 %	10 %

Allerdings ist bei den Museen das Bild sehr heterogen: sowohl die jeweilige Sparte und die Trägerschaft des jeweiligen Hauses als auch die Größe der Kommune und der Anteil der Bevölkerung mit Migrationsgeschichte dort tragen zur Beschäftigung mit dem Thema bei. So sagen über 70 Prozent der Geschichts- und Kunstmuseen, dass sie die Beschäftigung mit diesen Themen wichtig oder sogar sehr wichtig finden, aber nur 20 Prozent der Lokalmuseen (im Sinne von Heimatmuseen, Burgmuseen u.ä.). Überraschend hoch ist mit fast 60 Prozent das Interesse auch bei den Technikmuseen, wobei hierzu auch Industriemuseen zählen, für die das Thema aufgrund der historischen Rolle der Arbeitsmigration wiederum naheliegend ist. Besonders hoch ist das Interesse auch bei Museen in der Trägerschaft des Bundes und der Bundesländer, deutlich niedriger dagegen bei den Häusern in privater Trägerschaft. Bei den Theatern spielen diese Unterscheidungen nur eine untergeordnete Rolle: Private Theater sind bei als eher kontrovers eingeschätzten Themen tendenziell etwas zurückhaltender, weil für sie mögliche Auswirkungen auf den kommerziellen Erfolg einer Produktion von größerer Bedeutung sind.

Konkret nachgefragt nach Ausstellungen und Bühnenproduktionen sieht die Realität etwas anders aus. Bei den Theatern wurde z.B. um eine Selbsteinschätzung der Relevanz ausgewählter Themen für »Eigenproduktionen in der kommenden Spielzeit (ohne theaterpädagogische Projekte)« gebeten:

Tabelle 8: »Welche Rolle spielen die folgenden Themen in den geplanten Eigenproduktionen für die kommende Spielzeit?«

	ist zentral	mittel	spielt kaum eine Rolle
Migration	19 %	46 %	35 %
Flucht/Geflüchtete	0 %	62 %	38 %
Diversität	12 %	38 %	50 %
Rassismus/Antisemitismus	42 %	27 %	31 %
Rechtspopulismus	27 %	39 %	35 %

Nur wenigen der Themen wurde eine zentrale Rolle bei den Eigenproduktionen zugewiesen, in einem Drittel der Häuser spielen sie kaum eine Rolle. Zum Zeitpunkt der Befragung war das Interesse besonders groß bei den

Themen Rassismus und Antisemitismus: Diese spielten für fast die Hälfte der Häuser für die kommende Spielzeit 2021/22 eine zentrale Rolle. Eng damit verbunden ist das Thema Rechtspopulismus, dem gut ein Viertel der Häuser eine zentrale Rolle zuwies. Auf der anderen Seite konnte ebenfalls die Hälfte der Häuser mit dem Thema Diversität wenig anfangen – das allerdings als Begriff sicher abstrakter und ›schwammiger‹ ist als die anderen vorgegebenen Themen.

In den Museen ist die Frage, inwieweit Themen rund um Migration einen Platz in den Ausstellungen haben sollten, stark mit ihrer thematischen Ausrichtung verbunden. Die folgende Tabelle zeigt, inwieweit verschiedene Aspekte von Migration und Vielfalt von den Museen aufgenommen wurden, deren Sparten unter den ausgefüllten Fragebögen am häufigsten vertreten waren. Die lokalen Museen sind trotz geringer Fallzahlen aufgeführt, weil für sie manche der Themen als Teil lokaler Geschichtsschreibung eigentlich naheliegen würden:

Tabelle 9: »In welcher Weise werden die folgenden Themen in Ihrem Haus thematisiert?«

	Geschichtsmuseum	Kulturwiss. Museum	lokales Museum	Kunstmuseum
<i>»Migration«</i>				
Dauerausstellung: Schwerpunkt	21 %	20 %	(13 %)	6 %
Dauerausstellung: Randthema	44 %	33 %	(25 %)	39 %
Sonder- oder Wechsausstellung	57 %	59 %	(50 %)	53 %
Veranstaltungsreihe	55 %	56 %	(33 %)	37 %
<i>»Flucht/Geflüchtete«</i>				
Dauerausstellung: Schwerpunkt	25 %	(14 %)	(22 %)	12 %
Dauerausstellung: Randthema	46 %	(50 %)	(22 %)	41 %

Sonder- oder Wechselausstellung	60 %	63 %	(50 %)	47 %
Veranstaltungsreihe	52 %	63 %	(33 %)	42 %
»Rassismus«				
Dauerausstellung: Schwerpunkt	14 %	19 %	(0 %)	0 %
Dauerausstellung: Randthema	26 %	25 %	(13 %)	42 %
Sonder- oder Wechselausstellung	26 %	35 %	(11 %)	21 %
Veranstaltungsreihe	36 %	33 %	(11 %)	37 %
»Diversität«				
Dauerausstellung: Schwerpunkt	11 %	0 %	(0 %)	0 %
Dauerausstellung: Randthema	32 %	60 %	(22 %)	28 %
Sonder- oder Wechselausstellung	32 %	35 %	(20 %)	23 %
Veranstaltungsreihe	30 %	47 %	(20 %)	24 %
»Antisemitismus«				
Dauerausstellung: Schwerpunkt	33 %	7 %	(0 %)	11 %
Dauerausstellung: Randthema	38 %	40 %	(13 %)	68 %
Sonder- oder Wechselausstellung	44 %	47 %	(33 %)	32 %
Veranstaltungsreihe	49 %	47 %	(11 %)	38 %

Die Zahlen in Klammern sind aufgrund der niedrigen Fallzahlen nur bedingt aussagekräftig.

Es überrascht nicht, dass es vor allem die Geschichtsmuseen sind, die Themen wie Migration, Flucht/Geflüchtete und Antisemitismus auch in der Dauerausstellung aufgreifen. Dies ist bei diesen drei Themen für rund zwei Drittel der Häuser der Fall, wobei Migration und Flucht/Geflüchtete eher als Randthemen präsent sind. Und auch bei den Sonder- und Wechselausstellungen sowie

den Veranstaltungsreihen der Geschichtsmuseen dominieren diese drei Themen.

Auch die ethnologischen oder kulturwissenschaftlichen Museen beschäftigen sich mit diesen Themen, jedoch vor allem temporär, und auch bei den Kunstmuseen scheint es naheliegend, dass die benannten Themen keinen dauerhaften Schwerpunkt darstellen. Sie werden aber durchaus häufig in den temporären Formaten und als Randthema behandelt (beim Thema Flucht/Geflüchtete kann sich dies z.B. auch auf Künstler:innen in der Zeit des Nationalsozialismus beziehen).

In den lokalen Museen sind die Themen Migration und Flucht/Geflüchtete dagegen weiterhin eher Randthemen – trotz der nahezu flächendeckenden Prägung durch die Fluchtbewegungen aus Osteuropa am Ende des Zweiten Weltkriegs und die ›Gastarbeiter‹-Anwerbung ab Mitte der 1950er Jahre. Immerhin hat die Hälfte der Museen, die diese Frage beantwortet haben, in den letzten fünf Jahren zu diesen Themen eine Sonderausstellung gezeigt, oft in Kombination mit einer Veranstaltungsreihe. Möglicherweise war hier der sogenannte »Sommer der Migration« 2015/16 der aktuelle Anlass. Deutlich seltener wurde das Thema Antisemitismus aufgegriffen, obwohl es sich als Aspekt der lokalen Geschichtsschreibung sicherlich nahezu überall darstellen ließe und damit in die allgemeine Sensibilisierung für das Thema und die Gewaltprävention eingehen könnte.

Die Ergebnisse zeigen, dass Themen wie Migration und Antisemitismus erst seit kurzem in den Museen auch als ›Aspekte des Eigenen‹, also der *eigenen* Geschichte oder der *eigenen* Kultur und Kunst, verstanden werden, obwohl sie natürlich für die Gesellschaft keineswegs neu sind. Solche Trends zeigen sich naheliegenderweise zuerst in den flexibleren Formaten, aber es spielt auch eine Rolle, welche finanziellen und personellen Möglichkeiten die Häuser haben, um Themen neu aufzugreifen und zu bearbeiten. Hier dürften die lokalen Museen in der Regel vor den größeren Herausforderungen stehen. Besonders die Themen Rassismus und Antisemitismus sind in allen Museumstypen nur selten Schwerpunktthema der Dauerausstellung, werden aber in größeren Häusern deutlich häufiger als Teilaspekt der Dauerausstellung und in Sonder- oder Wanderausstellungen aufgegriffen als in Museen mit weniger Mitarbeiter:innen. Dass es dennoch möglich ist, Lokalgeschichte mit Bezügen zu den ›großen‹ weltgeschichtlichen und -bewegenden Themen sinnvoll zu verbinden, zeigt der folgende Ausschnitt aus einem der Freitextfelder des Fragebogens:

»Das Museum ist ein ehrenamtlich geführtes regionales Heimatmuseum, [...] das neue Konzept sieht das Thema ›Migration/Flucht‹ vor. Es wird immer wieder und an vielen Stellen aufgegriffen: Vom Verdrängungsprozess der Kelten durch die Römer, der Römer durch die Germanen, Migration, Flucht im Zuge des Dreißigjährigen Krieges, Zuzug Andersgläubiger (Menoniten, Juden), Binnenmigration, Auswanderung (am Beispiel zweier erforschter Biographien: eines Juden in der Mitte des 19. Jhd. in die USA, eines namhaften Revolutionärs nach dem Vormärz ebenfalls in die USA), Zuzug von Vertrieben nach dem Zweiten Weltkrieg, die heutige Bevölkerungsstruktur (›Ausländeranteil‹).«

Vielfalt im Publikum und neue Zielgruppen

Neben Personal und Programm stellen die Adressat:innen der Kulturproduktion das dritte große Arbeitsfeld auf dem Weg zu einer diversitätsorientierten Öffnung der Kulturinstitutionen dar. Im Grundsatz geht es dabei um eine Diskussion, die spätestens seit Ende der 1970er Jahre (vgl. Hoffmann 1977) immer wieder und unter verschiedenen Vorzeichen geführt wurde. Allerdings bekommt sie durch die demographische Entwicklung eine neue Dimension, da in dem Maße, wie der Kreis derjenigen, die *de facto* keinen Zugang haben, immer größer und heterogener wird, der soziokulturell sehr eng definierte Kreis derjenigen, die bisher für ausverkaufte Vorstellungen sorgen konnten, demographisch immer kleiner wird.

Es handelt sich dabei um eine doppelte Frage der ›Legitimation‹: Zum einen geht es um kulturelle Teilhabe als einen zentralen Aspekt von gesellschaftlicher Partizipation und dem Erleben von Demokratie. Dieses Verständnis von Kultur und kultureller Bildung steht hinter dem deutlichen Ausbau der kulturpädagogischen Angebote in den großen Kultureinrichtungen in den vergangenen zwei Jahrzehnten. Auch im Zusammenhang mit der Frage der ›kulturellen Integration‹ von Migrant:innen und der Begegnung zwischen Neuankömmlingen und schon länger Ansässigen wird der Kultur immer wieder eine wichtige Rolle zugeschrieben (vgl. Bertelsmann-Stiftung 2018). Zum anderen geht es um das Publikum im Sinne von (zahlenden) Kund:innen, die Besucher:innenzahlen oder ›Auslastung‹ stellt eines der wesentlichen Definitionskriterien für ›Erfolg‹ und ›Misserfolg‹ auch der hochsubventionierten Kulturproduktion dar.

Das Missverhältnis zwischen dem ›Standardpublikum‹ in Konzerten, Theatern und Museen und der demographischen Zusammensetzung der Stadtbevölkerung zeigt sich in der Regel umso stärker, je höher der statistische Anteil der ›Bevölkerung mit Migrationshintergrund‹ in einer Stadt ist. Dies hängt damit zusammen, dass sich die ethnokulturelle Vielfalt, für die dieser Anteil als ein möglicher Indikator dienen kann, sehr häufig weder im *Kulturprogramm* der jeweiligen Stadt wiederfindet noch unter den regelmäßigen Besucher:innen in den Kultureinrichtungen der Stadt zu sehen sind – mit Ausnahme der Schulklassen. Das ist auch eine Frage des sich Zugehörigfühlers: Menschen, die in der gängigen Wahrnehmung nicht als ›weiß‹ gelten, bekommen in nahezu ausschließlich *weißen* Zusammenhängen häufig das Gefühl vermittelt, als ›fremd‹ und nicht zugehörig wahrgenommen zu werden. Dieser Effekt wird z. B. in dem folgenden Ausschnitt aus dem Roman *Open City* des Schriftstellers Teju Cole beschrieben, in dem ein junger nigerianischer Arzt in Berlin ein Gustav Mahler-Konzert besucht:

»Wie fast immer bei solchen Konzerten, waren fast alle Besucher weiß. Das ist etwas, das ich automatisch bemerke, es fällt mir jedes Mal auf, und jedes Mal versuche ich darüber hinwegzusehen. Es ist ein komplexes inneres Tauziehen: Ich mache mir Vorwürfe, dass ich es überhaupt wahrnehme, ich ärgere mich darüber, daran erinnert zu werden, wie getrennt unsere Leben immer noch sind, und ich bekomme schlechte Laune, weil ich diese Gedanken schon kenne und dennoch unweigerlich von ihnen eingeholt werde. Die meisten Menschen um mich herum waren mindestens mittleren Alters. Es überrascht mich nicht, dennoch ist es immer wieder erstaunlich, wie einfach es ist, die Hybridität der City hinter sich zu lassen und ein ganz und gar weißes Umfeld zu betreten, dessen Homogenität, soweit ich das beurteilen kann, den Weißen nichts auszumachen scheint. Viel seltsamer ist es für manche von ihnen, dass sie auf dem Sitz neben sich oder am Getränkestand jemandem wie mir begegnen, einem jungen schwarzen Mann. Wenn ich in der Pause in der Warteschlange vor der Toilette stehe, werde ich manchmal angesehen, wie Ota Benga, der Mann vom kongolesischen Mbuti-Stamm, der 1906 im Affenhaus des Bronx Zoo zur Schau gestellt wurde. Ich bin diese Gedanken so leid, wie sie mir vertraut sind. Doch Mahlers Musik ist weder weiß noch schwarz, weder alt noch jung, und ob sie besonders menschlich ist oder eher im Einklang mit universelleren Schwingungen, ist fraglich.« (Cole 2013: 323f.)

Besonders hervorzuheben ist im Kontext dieses Beitrags die Beobachtung des Protagonisten, dass es die weißen und älteren Konzertbesucher:innen nicht zu stören scheint, dass sie bei diesem Konzertbesuch weitgehend unter sich bleiben und von der ›Hybridität der Stadt‹ nichts mehr zu spüren ist. Wie selbstverständlich scheint man davon auszugehen, dass ein klassisches Konzert nur für ein älteres, bürgerliches und ›deutsches‹ Publikum interessant ist, obwohl dies der Musik selbst natürlich nicht inhärent ist und klassische Musik weltweit gehört wird – selbstverständlich auch in Nigeria.

Beide Aspekte fließen in Überlegungen oder Diskussionen über ›neue Zielgruppen‹ ein und deshalb finden insgesamt 87 Prozent der befragten Kulturämter und 79 Prozent der Museen, dass diese Überlegungen »wichtig« oder sogar »sehr wichtig« sind. Die Frage ist aber, ob und inwieweit in der kommunalen Kulturpolitik und den etablierten Kulturinstitutionen z. B. unter dem Stichwort *Audience Development* auch über Diversität nachgedacht und diskutiert wird.⁵

Tabelle 10 zeigt, wie gut nach Einschätzung der befragten Kulturämter die städtischen Kultureinrichtungen verschiedene Zielgruppen erreichen, von denen bekannt ist, dass sie als Publikum der etablierten Kultureinrichtungen unterrepräsentiert sind. Die Befragten wurden gebeten, anhand von Schulnoten ihre Einschätzung hierzu abzugeben. Daraus wurden die Durchschnittsnoten für alle Fragebögen errechnet und die Institutionen sind absteigend in der Reihenfolge ihrer Gesamtdurchschnittsnoten (Spalte ganz rechts) aufgeführt:

5 Auch die Verbindung dieser beiden Aspekte ist in der Debatte nicht neu, seit etwa zehn Jahren wird über die Herausforderungen der Migrationsgesellschaft für das *Audience Development* in Kultureinrichtungen diskutiert (vgl. Allmanritter 2017; Dogramaci 2018; Mandel 2013, 2016).

Tabelle 10: »Nach Ihrem Wissen oder Ihrer Einschätzung: Wie gut werden die folgenden Personengruppen von den Kultureinrichtungen Ihrer Kommune erreicht?«

Durchschnittsnoten von 1 bis 6	junge Erwachsene	Migrationshintergrund	Behinderung	Familien mit niedrigem Einkommen	$\bar{\rho}$ gesamt
Bibliotheken	2,32	2,70	2,59	2,45	2,51
sozio kulturelle Zentren	2,43	2,57	2,81	2,61	2,61
VHS	2,73	2,49	2,68	2,80	2,67
Musikschule	2,25	3,02	2,97	3,05	2,82
freie Szene oder Kulturakteure	2,58	2,90	3,13	3,25	2,96
Stadttheater	3,02	3,54	2,86	3,42	3,21
Kunstmuseen/Stadtgalerie	3,06	3,56	2,87	3,35	3,21
historische/Stadtmuseen	3,37	3,60	3,06	3,07	3,27
Oper/Ballett/Konzerte	3,50	3,98	3,02	3,71	3,55
$\bar{\rho}$ gesamt	2,80	3,18	2,92	3,13	

Am besten schneiden in der Einschätzung der Kulturämter die Bibliotheken und soziokulturellen Zentren ab, am schlechtesten insgesamt wieder die etablierten Kulturinstitutionen. Und es sind die »Personen mit Migrationshintergrund«, die von diesen durchweg am schlechtesten erreicht werden. Auch in der Befragung der Museen und Stadttheater wurde jeweils die Frage gestellt, wie gut sie diese Personengruppen erreichen. Hier fallen in der Selbsteinschätzung der Museen die Durchschnittsnoten sogar noch schlechter aus: 3,85 bei den stadthistorischen Museen und 4,26 bei den Kunstmuseen; bei den Theatern ist die Selbsteinschätzung in der Schauspielsparte mit der Durchschnittsnote 3,09 nur geringfügig besser.

Dennoch spielen in den Überlegungen zu neuen Zielgruppen die Personen mit Migrationshintergrund nur eine untergeordnete Rolle – ebenso wie Familien mit niedrigem Einkommen, die nach Einschätzung der befragten Kulturämter kaum besser erreicht werden. Die folgende Tabelle weist aus, wie wichtig verschiedene Personenkreise als potenzielle neue oder stärker zu adressierende Zielgruppen eingeschätzt werden:

Tabelle 11: »Welche Rolle spielen folgende Personenkreise in den Diskussionen über neue Zielgruppen bzw. eine verbesserte Teilhabe?«

Antwort: <i>sehr wichtig</i>	Kulturämter	Museen	Theater
junge Menschen allgemein	64 %	68 %	73 %
junge Menschen mit Migrationshintergrund	34 %	29 %	47 %
ältere Menschen allgemein	26 %	41 %	32 %
ältere Menschen mit Migrationshintergrund	14 %	14 %	10 %
Personen mit Handicap/Behinderung	26 %	37 %	16 %
Familien mit niedrigem Einkommen	32 %	30 %	26 %
Tourismus/Besuche von außerhalb	66 %	57 %	59 %

Die Ergebnisse der drei Befragungen sind in dieser Frage sehr ähnlich: Mit deutlichem Abstand angeführt wird die Liste der präferierten Zielgruppen von jungen Menschen allgemein und von Besucher:innen von außerhalb. Diese sind als Publikum attraktiv, weil sie den Besuch einer bestimmten Kulturveranstaltung möglicherweise eher vom Reisedatum als vom konkreten Ereignis

abhängig machen oder ein bestimmtes Kulturevent als Anlass nehmen, die jeweilige Stadt zu besuchen, und in beiden Fällen eher bereit sind, dafür mehr Geld auszugeben. Junge Menschen gelten dagegen nicht zuletzt als das zahlende Publikum von morgen und sollen deshalb frühzeitig an den regelmäßigen Besuch eines Theaterstücks oder Konzerts herangeführt werden. Vor diesem Hintergrund und angesichts der oben beschriebenen demographischen Rahmendaten ist allerdings bemerkenswert, dass das Interesse an jungen Menschen *mit Migrationshintergrund* deutlich geringer ausfällt: nur halb so groß wie bei den »jungen Menschen allgemein«. Die Tatsache, dass die Zahlen für einkommensschwache Familien ebenso niedrig sind, könnte nahelegen, dass die zu adressierenden Jugendlichen und jungen Erwachsenen überwiegend als Kinder mit vorrangig *bürgerlicher* Herkunft vorgestellt werden.

Das Muster des nachlassenden Interesses, sobald nach einem »Migrationshintergrund« gefragt wird, wiederholt sich bei den älteren Menschen: Auch hier halbiert bzw. drittelt sich das ohnehin schon relativ geringe Interesse an dieser Altersgruppe. Fast die Hälfte der Kulturämter und über die Hälfte der Museen und Theater waren sogar der Ansicht, dass dieser Personenkreis für die Überlegungen um neue oder erweiterte Zielgruppen »wenig« oder sogar »gar nicht wichtig« ist. Dies ist auch insofern bemerkenswert, als nicht nur ältere Menschen generell einen immer größeren Anteil an der Bevölkerung haben, sondern auch unter ihnen der Anteil der Personen mit einer Zuwanderungsgeschichte höher ist als in der Regel vermutet wird: Sie machen in vielen Kommunen ein Viertel bis ein Drittel der über 65-Jährigen aus.⁶

Ein Teil der Erklärung für dieses fehlende Interesse gegenüber der Bevölkerung mit Zuwanderungsgeschichte könnte die mangelnde Kenntnis der tatsächlichen demographischen Verhältnisse auf der lokalen Ebene sein. Bei den Kulturämtern hat z. B. fast ein Drittel der Kommunen die Frage nach dem Gesamtanteil der »Bevölkerung mit Migrationshintergrund« in der Stadt nicht beantwortet; aus einzelnen Rückmeldungen können wir zudem ableiten, dass, selbst wenn die Angabe gemacht wurde, viele Kulturämter dafür erst in anderen Ämtern nachfragen mussten. Um eine Rückmeldung aus dem Kulturamt einer Stadt in NRW mit gut 30.000 Einwohnern zu zitieren:

6 Um nur drei den lokalen Statistiken entnommene Beispiele zu nennen: bei den über 60-Jährigen in Köln lag der Anteil der Personen mit Migrationshintergrund Ende 2022 bei 29 Prozent, bei den über 70-Jährigen in München ebenfalls bei 29 Prozent und bei den über 65-Jährigen in Augsburg sogar bei genau einem Drittel.

»Ich habe mir den Fragebogen angesehen und da ich schon bei Frage 3 und 4 [Anteil Migrationshintergrund insgesamt und bei Kindern und Jugendlichen] scheitere, weil mir dazu keine Informationen vorliegen und ich einen einigermaßen großen Aufwand betreiben müsste, um sie zu erhalten, werde ich nicht an der Befragung teilnehmen.«

Noch niedriger fällt die Zahl der Antworten bei der Frage nach dem Anteil der *Kinder- und Jugendlichen* mit Migrationshintergrund aus, die von weniger als der Hälfte der beteiligten Kulturämter beantwortet wurde. Und wenn eine Antwort gegeben wurde, war sie häufig nicht korrekt oder sie gab den viel niedrigeren Prozentsatz der Minderjährigen *ohne deutsche Staatsangehörigkeit* wieder. Diese Unkenntnis hat teilweise damit zu tun, dass von den Statistikämtern des Bundes und der Länder nur die Ergebnisse des Mikrozensus regelmäßig veröffentlicht werden und diese aber für kleinere und insbesondere kreisgebundene Kommunen in der Regel nicht ausgegeben werden, weil sie aufgrund der geringen Fallzahlen nicht aussagekräftig sind. Aus diesem Grund hat der Verband deutscher Städtestatistiker (VDSt) ein eigenes Berechnungsverfahren auf Grundlage der Einwohnermeldedaten entwickelt, die ja im Prinzip allen Kommunen vorliegen. Das sog. MigraPro-Verfahren setzt allerdings wiederum das Vorhandensein einer kommunalen Statistikstelle mit den entsprechenden statistischen Kenntnissen voraus (vgl. VDSt 2013).⁷

Schlussfolgerungen

Diese weitverbreitete Unkenntnis über die faktische Vielfalt in der Stadtjugend ist nicht unproblematisch, weil sie möglicherweise eine Sensibilisierung für die tatsächliche Diversität der Stadtgesellschaft erschwert. Bei den Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen zeigt sich das oben dargestellte Problem noch ausgeprägter: In etwa der Hälfte der kreisfreien Kommunen in Deutschland liegt der Anteil der jungen Menschen mit einer eigenen bzw.

7 Man darf gespannt sein auf die Ergebnisse des aktuell durchgeführten Zensus, die voraussichtlich im Laufe des Jahres 2024 veröffentlicht werden und als Gesamterhebung dann auch Daten für kleinere Kommunen enthalten. Diese können dann in Bezug auf die demographische Entwicklung auch mit den Daten des letzten Zensus von 2011 verglichen werden (siehe <https://www.zensus2022.de/>; <https://ergebnisse2011.zensus2022.de/>; letzter Zugriff am 16.1.2024).

familiären Zuwanderungsgeschichte bei über 50 Prozent. Sie erreicht in einigen Städten zwei Drittel bis drei Viertel der entsprechenden Alterskohorten. Und das betrifft durchaus nicht nur Großstädte wie Frankfurt a.M., Stuttgart, Augsburg oder Offenbach.⁸

Aber selbst in den beiden erstgenannten Städten, die seit Jahrzehnten viele vorbildgebende Maßnahmen und Einrichtungen zum Umgang mit Vielfalt durchgeführt und institutionalisiert haben, ist der ›Normalfall Diversität‹ (SVR 2021; vgl. Bade & Oltmer 2004) im medialen und politischen Diskurs nicht so verankert, dass es nicht doch immer wieder zu Fremdzuschreibungen auch gegenüber den längst etablierten Migrant:innen und – vor allem – ihren hier geborenen Nachkommen kommen würde. Ein Beispiel hierfür waren die teilweise gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen feiernden jungen Menschen und der Polizei in Stuttgart und Frankfurt im Jahr 2020. Polizei und Medien beobachteten dabei, dass unter den Beteiligten viele waren, die offenkundig einen ›Migrationshintergrund‹ hatten, und leiteten daraus die Frage nach einer möglicherweise ›gescheiterten Integration‹ ab. Interessanterweise wurde in Politik und Medien die eigentlich naheliegende Frage, ob exzessiver Alkoholenuss bei (mutmaßlich) muslimisch geprägten Jugendlichen wirklich ein Zeichen mangelnder kultureller Anpassung ist, oder eher für das Gegenteil spricht, nicht gestellt. Zum anderen wurde nicht kontextualisiert/reflektiert, dass es angesichts der demographischen Verhältnisse eher erstaunlich gewesen wäre, wenn der sichtbare Anteil von mutmaßlichen ›Migrationshintergründen‹ *nicht* hoch gewesen wäre.⁹

Die Verwendung des Begriffs ›Migrationshintergrund‹ vor allem im medialen und politischen Alltagsdiskurs wird zu Recht zunehmend kritisiert, weil er – wie im Beispiel oben – sehr häufig zur Beschreibung und Festbeschreibung von ›Fremd‹-Sein und Nichtzugehörigkeit dient (vgl. Mannitz & Schneider 2014; Fachkommission Integrationsfähigkeit 2020: 218ff.). Weniger häufig wird problematisiert, dass dadurch, dass immer mehr Menschen in diese statistische Kategorisierung fallen, der Begriff immer mehr und immer unterschiedlichere Lebensrealitäten umfasst und dadurch über tatsächliche

8 Vgl. Schneider & Pott 2019 für die Ergebnisse einer Studie in der Stadt Sindelfingen, in der der Anteil MH bei über 50 Prozent liegt.

9 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Ausschreitungen_auf_dem_Opernplatz_in_Frankfurt_am_Main_am_19_Juli_2020 und https://de.wikipedia.org/wiki/Ausschreitungen_und_PI%C3%BCnderungen_in_Stuttgart_2020; letzter Zugriff am 14.8.2022; vgl. auch Schneider et al. 2022.

Zusammenhänge oder mögliche Problemlagen immer weniger aussagt (was verbindet etwa die Lebensrealität einer aus Syrien geflüchteten Familie, von Enkeln italienischer Arbeitsmigrant:innen oder der zufällig im Ausland geborenen Kinder deutscher ›Expats?‹). Die jeweilige Relevanz für konkrete soziale Prozesse und Erklärungsbedarfe muss also jeweils erst einmal festgestellt werden. Gleichzeitig ist die *statistische* Kategorie ›Migrationshintergrund‹ (vgl. Petschel & Will 2020) einer der wenigen fortlaufend zugänglichen möglichen Indikatoren für einen bestimmten Aspekt von Vielfalt.

Umgekehrt stellt sich aber auch die Frage, wie Ausschlussmechanismen und ›Repräsentationslücken‹ festgestellt und gemessen werden können. Die Beobachtung des Protagonisten in Teju Coles oben zitiertem Roman und die Reaktion auf ihn als ›Fremdkörper‹ basiert auf etablierten Ausschlussmechanismen anhand sozial wirksamer Kategorien wie Hautfarbe, aber auch Religion, soziale Schicht und ›Migrationshintergrund‹ (und je nach Kontext Geschlecht oder sexuelle Orientierung). Wenn sich auch die Aktiven in der Leitung und auf der Bühne und in den kuratorischen Teams an der zumindest oberflächlich beobachtbaren Homogenität ihres Publikums und der ›Macher:innen‹ von Kultur nicht stören und auch – aus Unkenntnis oder Desinteresse – gar nicht anders imaginieren, dann ist es wenig verwunderlich, wenn sich die Vielfalt der Stadtgesellschaft in allen drei ›Ps‹ der Kulturproduktion nicht einmal annähernd wiederfindet. Die Ergebnisse der drei Befragungen sprechen dafür, dass das Bewusstsein dafür, eine in hohem Maße oder gar super-diverse Stadtgesellschaft (Vertovec 2007, 2022) zu sein und was dies für die Kulturproduktion eigentlich bedeuten müsste, in vielen etablierten Kulturinstitutionen und auch in der Kulturverwaltung noch nicht ausreichend entwickelt ist. Der ›Normalfall Diversität‹ ist eine (stadt-)gesellschaftliche Realität, die aber im ›Normalbetrieb Kultur‹ noch deutlich zu wenig präsent ist – auch wenn dieser das noch nicht so recht zur Kenntnis zu nehmen bereit ist (vgl. Zimmermann 2021).

Literatur

- Acevit, A. & Bingöl, B. (Hg.) (2005): *Was lebst Du? Jung, deutsch, türkisch – Geschichten aus Almanya*. München: Knauer.
- Allmanritter, V. (2017): *Audience Development in der Migrationsgesellschaft. Neue Strategien für Kulturinstitutionen*. Bielefeld: transcript.

- Bade, K. J. & Oltmer, J. (2004). *Normalfall Migration*. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung.
- Bädeker, L., Gram, R., Jurkiewicz, J. und Schneider, J. (2021): Kulturproduktion in der Migrationsgesellschaft: ein Werkstattbericht, *Kulturpolitische Mitteilungen* Nr. 173 (1/2021), S. 80–81.
- Bertelsmann Stiftung (Hg.): *Kunst in der Einwanderungsgesellschaft: Beiträge der Künste für das Zusammenleben in Vielfalt*. Gütersloh: Bertelsmann-Stiftung.
- Cole, T. (2013): *Open City*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dogramaci, B. (2018): Kulturgeschichte einer vielfältigen Gesellschaft. In: Bertelsmann Stiftung (Hg.): *Kunst in der Einwanderungsgesellschaft: Beiträge der Künste für das Zusammenleben in Vielfalt*. Gütersloh: Bertelsmann-Stiftung, S. 17–36.
- Fachkommission Integrationsfähigkeit (Hg.) (2020): *Gemeinsam die Einwanderungsgesellschaft gestalten: Bericht der Fachkommission der Bundesregierung zu den Rahmenbedingungen der Integrationsfähigkeit*. Berlin
- Foroutan, N. (2010): Neue Deutsche, Postmigranten und Bindungsidentitäten. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 46–47/2020, 9–15.
- Hoffmann, H. (1979): *Kultur für alle*. Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Kulturpolitische Gesellschaft (Hg.) (2007): *Beheimatung durch Kultur. Kulturorte als Lernorte interkultureller Kompetenz*. Bonn: Kulturpolitische Gesellschaft e.V. (Reihe Dokumentation Bd. 66) und Essen: Klartext-Verlag.
- Mandel, B. (2013): *Interkulturelles Audience Development. Zukunftsstrategien für öffentlich geförderte Kultureinrichtungen*. Berlin: De Gruyter.
- Mandel, B. (2016): Audience Development, kulturelle Bildung, Kulturentwicklungsplanung, Community Building. Konzepte zur Reduzierung der sozialen Selektivität des öffentlich geförderten Kulturangebots. In: B. Mandel (Hg.): *Teilhabeorientierte Kulturvermittlung. Diskurse und Konzepte für eine Neuausrichtung des öffentlich geförderten Kulturlebens*. Bielefeld: transcript, S. 19–50.
- Mannitz, S. & Schneider, J. (2014): Vom ›Ausländer‹ zum ›Migrationshintergrund‹: Die Modernisierung des deutschen Integrationsdiskurses und seine neuen Verwerfungen. In: B. Nieswand, B. & H. Drotbohm (Hg.): *Kultur, Gesellschaft, Migration. Die reflexive Wende in der Migrationsforschung*. Heidelberg: Springer VS, S. 69–96.
- Petschel, A. & Will, A.-K. (2020): *Migrationshintergrund – ein Begriff, viele Definitionen. Ein Überblick auf Grundlage des Mikrozensus 2018 (WISTA 5/2020)*, Berlin: Statistisches Bundesamt (<https://www.destatis.de/DE/Methoden/>

- WISTA-Wirtschaft-und-Statistik/2020/05/migrationshintergrund-begriff-definitionen-052020.html).
- Sachverständigenrats für Integration und Migration (SVR): *Jahresgutachten 2021: Normalfall Diversität? Wie das Einwanderungsland Deutschland mit Vielfalt umgeht*. Berlin: SVR (https://www.svr-migration.de/wp-content/uploads/2021/05/SVR_Jahresgutachten_2021_barrierefrei-1.pdf).
- Schneider, J. & Pott, A. (2020): *Integration und Vielfalt in Sindelfingen. Abschlussbericht des Forschungsprojekts*. Osnabrück: IMIS (https://www.imis.uni-osnabrueck.de/fileadmin/4_Publikationen/PDFs/Forschungsbericht_Vielfalt_in_Sindelfingen_IMIS_2019.pdf).
- Schneider, J. (2018): Demographic ›megatrends‹ and their implications, *Siirtolaisuus/Migration* 3/2018, 26–31 (<https://siirtolaisuus-migration.journal.fi/article/view/89564>).
- Schneider, J., Crul, M. & Lelie, F. (2015): *Generation Mix. Die superdiverse Zukunft unserer Städte – und was wir daraus machen*. Münster: Waxmann.
- Schneider, J. (2022): *Migration und Vielfalt in der Kulturverwaltung. Eine Befragung städtischer Kulturämter in Deutschland*. Bonn: Kulturpolitische Gesellschaft
- Şenocak, Z. (2011): *Deutschsein: Eine Aufklärungsschrift*. Hamburg: Edition Körber.
- Sezgin, H. (Hg.) (2011). *Manifest der Vielen: Deutschland erfindet sich neu*. Berlin: Blumenbar.
- Tuschick, J. (Hg.) (2000): *Morgen Land: Neueste deutsche Literatur*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Verband Deutscher Städtestatistiker (VDSt) (2013): *Migrationshintergrund in der Statistik. Definition, Erfassung und Vergleichbarkeit*. Köln: VDSt.
- Wessendorf, S. (2014): *Commonplace diversity. Social relations in a super-diverse context*. London: Palgrave Macmillan.
- Vertovec, S. (2007): Super-diversity and its implications. *Ethnic and Racial Studies*, 30(6), 1024–1054.
- Vertovec, S. (2022): *Superdiversity: Migration and Social Complexity*. London: Routledge.
- Zimmermann, O. (Hg.) (2021): *Diversität in Kulturinstitutionen 2018–2020*. Berlin: Initiative Kulturelle Integration/Deutscher Kulturrat e.V.

